

Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz
Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde
Band: 7 (1890)

Artikel: Aus Solothurn
Autor: Rust, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747439>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus Solothurn.

Von W. Rust.

Wenn der Verfasser dieser Zeilen es unternimmt, einige Bilder aus der engeren Heimath vorzuführen, so thut er dies nicht aus übertriebenem, engem Lokalpatriotismus, der nichts gelten läßt, was außerhalb des Schattens des heimischen Kirchthurms liegt, nein, es ist die Liebe zur alten schönen Heimath, der Stolz auf die



Rathhaus.

kleine freundliche Stadt an der grünen Aare, die uns Solothurnern theuer geworden ist. Der Verfasser will hier berichten: von alten Bauwerken, an denen der Strom der Zeiten nicht spurlos vorübergezogen, die aber heute noch fest und trugiglich dastehen, unwandelbar wie die Liebe und Treue und Anhänglichkeit des ächten Solothurners an seine Vaterstadt.

Wenden wir unsern Fuß zuerst nach dem altem ehrwürdigen

Rathhaus.

Die erste nachweisbare bauliche Veränderung dieses alten Bauwerkes wurde im Jahre 1476 vorgenommen. In Mit-

ten des burgundischen Kriegslärms betraute der Rath den Stadtbau-
meister Späti mit dem Umbau des Hauses, „darinnen der Armbruster
gesehen,“ in ein Rathhaus. Es ist anzunehmen, daß der aus Tuff-
stein erbaute, seit den Zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts mit
einer Plattform versehene Mittelthurm der Ostfront damals bereits
bestanden hat. Nach einem größern, wohl längere Zeit dauernden Um-
bau, dessen Ausführungs-Bestimmungen noch vorhanden sind, ließ der
Rath sich angelegen sein, auch den Innenbau würdig auszustatten
und die Rathsbeschlüsse aus dem 16. Jahrhundert, welche sich damit
befassen, zählen nach Duzenden. Da die Geschmacklosigkeit und der
Unverstand einer spätern Zeit alles um jene Zeit geschaffene stylvolle
Schöne auf barbarische Weise zerstört hat, so würde es zwecklos sein,
auf jene Anordnungen hierorts näher einzutreten.

Durch Umbau der Staatskanzlei am Schlusse des 16. Jahr-
hunderts erhielt das Rathhaus eine bedeutende Vergrößerung, welche
auch die Anlage eines neuen Treppenhauses bedingte. So wurde damit
1632 der damalige Bauherr, dem jetzt ausgestorbenen Geschlechte der
Gibelin angehörend, ein Enkel des Erbauers des Basel- oder, richtiger
gesagt, „Sichtthors“ betraut. Derselbe entledigte sich seiner Aufgabe
in sehr gelungener Weise durch die Erbauung eines Treppenthurms
oder „Schnecken“, der damals als ein Wunderwerk galt und heute
noch als ein Meisterwerk damaliger Baukunst betrachtet wird. Mit-
erbauer war ein Klaus Andermatt. Die Baukosten betragen vier
tausend Pfund.

In den Jahren 1622 bis 1712 gelangte, allerdings mit zeit-
weiligen, vieljährigen Unterbrechungen, die Ostfront, der sehenswertheste
Theil des jetzigen Gebäudes, zur Aufführung. Der Baumeister ist
nicht sicher ermittelt. Es dürfte vielleicht der Erbauer des 1624 er-
richteten Südpavillons, Gregorius Bienker, sein, ein vielseitig gebil-
deter Architekt, Steinmetz und Ingenieur.

Mit Ausnahme des modern decorirten Kantonsrathssaales und
des sogenannten „steinernen Saales“, einer vor mehreren Jahren
gründlich restaurirten Vorhalle zu sämtlichen Verwaltungs-Vokalen,
weist das Rathhaus keine bemerkenswerthen Räumlichkeiten auf.

Der steinerne Saal.

Wir hatten schon mehrfach Gelegenheit, zu sehen, mit welch' regem
Interesse Mitglieder der Behörde die im sogenannten „steinernen Saale“

dem vor einigen Jahren flott renovirten Vestibulum des Rathhauses, aufgestellten Harnische, die Reliefs, die Scheiben und alten Gemälde sich ansahen. Es freut uns dies umsomehr, als wir in dieser Theilnahme an der Erhaltung und Ausschmückung des alten Rathhauses eine Gewähr dafür erblicken zu dürfen glauben, daß Solothurn nie und nimmer sich der in seinem Jahrhunderte langen Besitze befindlichen Kunststücke und Alterthümer entschlagen werde.

Wir beginnen mit den vier Reliefbildern. Zwei davon, das größere und ein kleineres, stammen von dem solothurnischen Bildhauer Urs Pankraz Eggenschwyler, von Mazendorf, geb. 23. Februar 1756, gest. 11. Okt. 1821. Das erstere stellt Kleobis und Biton dar, wie sie ihre Mutter, die Priesterin Hydippe in Ermangelung von Zugthieren in den Tempel der Hera ziehen (Cic. Tusc. I. 47). Für diese Darstellung erhielt Eggenschwyler an einer Ausstellung im Jahre 1802 den ersten Ehrenpreis der Bildhauerei zuerkannt, eine große silberne, vergoldete Medaille mit dem Bild des ersten Königs Napoleon, und einen Freiplatz an der Kunstakademie zu Rom, wo er sieben schöne Jahre verlebte. Das kleinere Relief stellt eine hl. Familie dar, und zeichnet sich durch feine Ausarbeitung aus. Vom nämlichen Künstler, dem beinebens gesagt ein trüber Lebensabend, aber ein um so feierlicheres Zeichenbegängniß beschieden war, stammt auch das Solothurner Wappen mit den zwei Löwen am großen Portal des Rathhauses.

Ein drittes, ganz altes, aber in den ursprünglichen Farben renovirtes Relief, eine feine Holzskulptur, befindet sich links neben dem Eingang vom Thurme her. Dieselbe stellt denjenigen Moment der St. Ursen-Legende dar, wo die Heiligen und ihre Gefährten aus der Thebanischen Region von ihren Wächtern über den Marktplatz nach dem Hermesbühl hinausgeschleppt werden, um dort den Göttern zu opfern. Recht drastisch nimmt sich im Hintergrund der Zeitglockenthurm aus, der, wie dies ehemals der Fall war, aus der Häuserreihe hervortretend, bereits ein — Zifferblatt (!) trägt. Diese alte Holzskulptur ist jedenfalls das letzte Bruchstück jenes Cyklus von Bildern aus der St. Ursen-Legende, welcher vor zwei Jahrhunderten noch den damaligen Großrathssaal schmückte und demselben auch den Namen „St. Ursensaal“ verliehen hat. Dem ausführenden Künstler mögen die damaligen geistlichen Schauspiele als Vorbild gedient haben, vielleicht gerade jenes „St. Ursen und Mauritzenspiell“ des Jahres 1581,

von welchem Hauptmann Antoni Gaffner (nicht zu verwechseln mit seinem Großneffen Franz, dem Chronisten) berichtet, daß es an 4000 Gulden gekostet und nicht weniger als 10 Wochen zu studiren und auswendig zu lernen gegeben habe, bis Alles im Blei war. Wundersviel Volk sei damals nach der Stadt gekommen, einzig aus Bern hundert „ingesessene Bürger“. Anthoni Gaffner selbst spielte den schlimmen römischen Landvogt Hirtacus, der die Heiligen erst martern, dann hinrichten ließ. Angehörige der besten Geschlechter, die Saler, Uregger, Kallenberg, Schwaller, Staal, Wallier und Andere, hatten Rollen übernommen. Das Fragment wurde von Dr. Fiala sel., da er noch Pfarrer war, vor gänzlicher Zerstörung gerettet; es diente in einem alten Strohhaus zu G. als Deckel auf einem Rauchloch, wenn Regen drohte.

Zwei andere Reliefs, an der Westseite des Saales eingelassen, sind Geschenke der Freiburger Regierung bei Anlaß der 400jährigen Bundesfeier von 1881; sie sind von dem rühmlichst bekannten Bildhauer Iguel gefertigt. Das eine stellt den Tag zu Stanz dar; das andere eine Szene aus dem Siege bei Murten; beide sind wunderbar fein modellirt und verdienen den Namen hoher Kunstwerke.

Auf dem Bogen der Eingangsthür vom Thurme her steht eine kleine Statue des hl. Ursus im vollen Harnisch, mit Fahne und Schwert, ein zierliches Figürchen, das ehemals in der Sakristei der Hauptkirche Wache haltend, nach 1874 ebenfalls in's Rathhaus übersiedelte. Die hübsch geschnitzte Arbeit hat ihre eigene Geschichte. Nicht nur die fromme Legende von St. Ursus und St. Viktors Martyrium und die Geschichte von der Belagerung Solothurns durch den Herzog Leopold im Jahre 1318 wissen von einer Brücke zu berichten, die ungefähr beim heutigen Kirchlein Dreibeinskreuz über die Aare geführt hat, auch unser Gewährsmann Anthoni Gaffner, beinebens gesagt eine gewaltige Kriegsgurgel, der lange dem Könige von Frankreich gegen die Hugenotten gedient, weiß davon zu erzählen. Er sagt in seinen Aufzeichnungen, wie er selbst und Daniel Singer, der Metzger, etliche Pfeiler noch im Jahre 1554 gesehen und sie auch auf zweien gestanden seien, als sie bei Simon Brotschi's Matten, die „Matten“ genannt, über die Aare schwammen; die Pfeiler sind noch da; „wer Lust hat, wird sie da, wie gemelt, finden,“ schrieb A. Gaffner 23 Jahre später, da er seine Geschichten und Erlebnisse zu Papier brachte. Sie

waren auch noch um die Mitte des folgenden Jahrhunderts dort; denn damals (1652?) bei ganz kleinem Wasserstand ließ der Bauherr Zuginer etliche Joch-Balken der alten Brücke bei Dreibeinskreuz mit Pferden herausreißen. Aus dem Stücke eines derselben ließ das Stift zum Gedächtniß den kleinen St. Urs schnitzen, wie es auch im Kapitelsprotokoll vorgemerkt ist.

Treten wir an die Fenster des Saales. Eine zierliche Säule, von einem Solothurner Wappen mit zwei Schildhaltern überragt, bildet das Mittelstück. Sechs prachtvolle, ächte, alte Scheiben, zumeist aus dem alten St. Ursmünster stammend, leuchten uns in wunderbarer Farbenpracht entgegen: je in der Mitte zwei Memterscheiben, den Solothurner Schild, umgeben von allen Herrschaften, darstellend; zur Linken und Rechten der beiden: eine Scheibe des bekannten Junkers Hans Jakob von Staal des ältern und seiner ersten Frau, Marg. Schmid, 1581; eine solche des bekannten Condottiere Balthasar von Griffach und seiner Ehefrau Barbara Neukomm, 1585; eine solche des Obersten Zurmatten, 1585, und jene des Stiftspropstes Urs Häni, 1581.

Aus dem nördlichen Fenster des Saales leuchten uns zwei uralte, angeblich aus dem Ober-Wallis stammende Scheiben entgegen. Die in reichem, dunkel gehaltenem Tafelwerk prangenden Wände sind mit Harnischen und alten Waffen behängt, welche gar ernst auf uns herabblicken, ferner mit zwei uralten Gemälden, das eine die Schlacht bei Dornach, das andere die Belagerung von Solothurn in ihren verschiedenen Phasen behandelnd. Das erstere Bild gehört zu jener aus dem Zeughaus herübergenommenen Serie von alten Schlachtenbildern, die später von dem französischen Verbannten Midart kopirt, von Chr. v. Mechel in Basel gestochen, noch heute die selten und theuer gewordene Zierde manches ältern Bürgerhauses bilden.

Zu beiden Seiten der Fenster stehen zwei Geharnischte, der eine mit Schwert, der andere mit Spieß bewehrt. Der links in der Ecke trägt ein Eisenkleid, von welchem namentlich die Kopfbedeckung ein Unikum genannt werden kann. Der Harnisch stammt, wie auch ein altes über ihm hängendes Tafelchen besagt, aus der Schlacht bei Murten. Ein Ritter schwamm in demselben und zu Pferde über den See und gelobte, wenn er mit heiler Haut aus dem Wasser und vom Morden weg käme, nach Solothurn zu St. Urs und Viktor zu wallfahren und die Rüstung dort in der Kirche aufzuhängen, welche Kirche übrigens

in früheren Zeiten den Ruf eines besonders guten und heilbringenden Wallfahrtsortes besessen. Der Ritter kam davon und hielt sein Wort. Ueber hundert Jahre hing der Harnisch neben der Orgel; den 17. Februar 1580 lösten sich die morsch gewordenen Lederriemen und er stürzte mit kräftigem Gepolter hinunter in die Menge der erschreckten Gläubigen. Der Rath ließ ihn hierauf „verstaniollen“, mit Drähten neuerdings zusammensetzen und wieder am alten Orte aufhängen. Dort blieb er bis zum Neubau der Kirche und wurde dann in's Zeughaus verbracht. Es ist ein sehr seltenes Stück; auch der andere neben der Thür stehende besitzt bedeutenden Werth.

Wenn der helle Sonnenschein durch die bunten Scheiben blitzt und von den Steinfliesen und Harnischstücken zurückfällt, da scheinen die beiden alten Kerle Leben zu bekommen; namentlich der links neben der Thür zur längst geschlossenen „Kiesgrube“ rollt die Augen gar mächtig, als müßte ihm der „Stubenknecht“ des Rathhauses eine Kanne Avernacher herbeibringen! Hat aber selber keinen, der „Stubenknecht“:

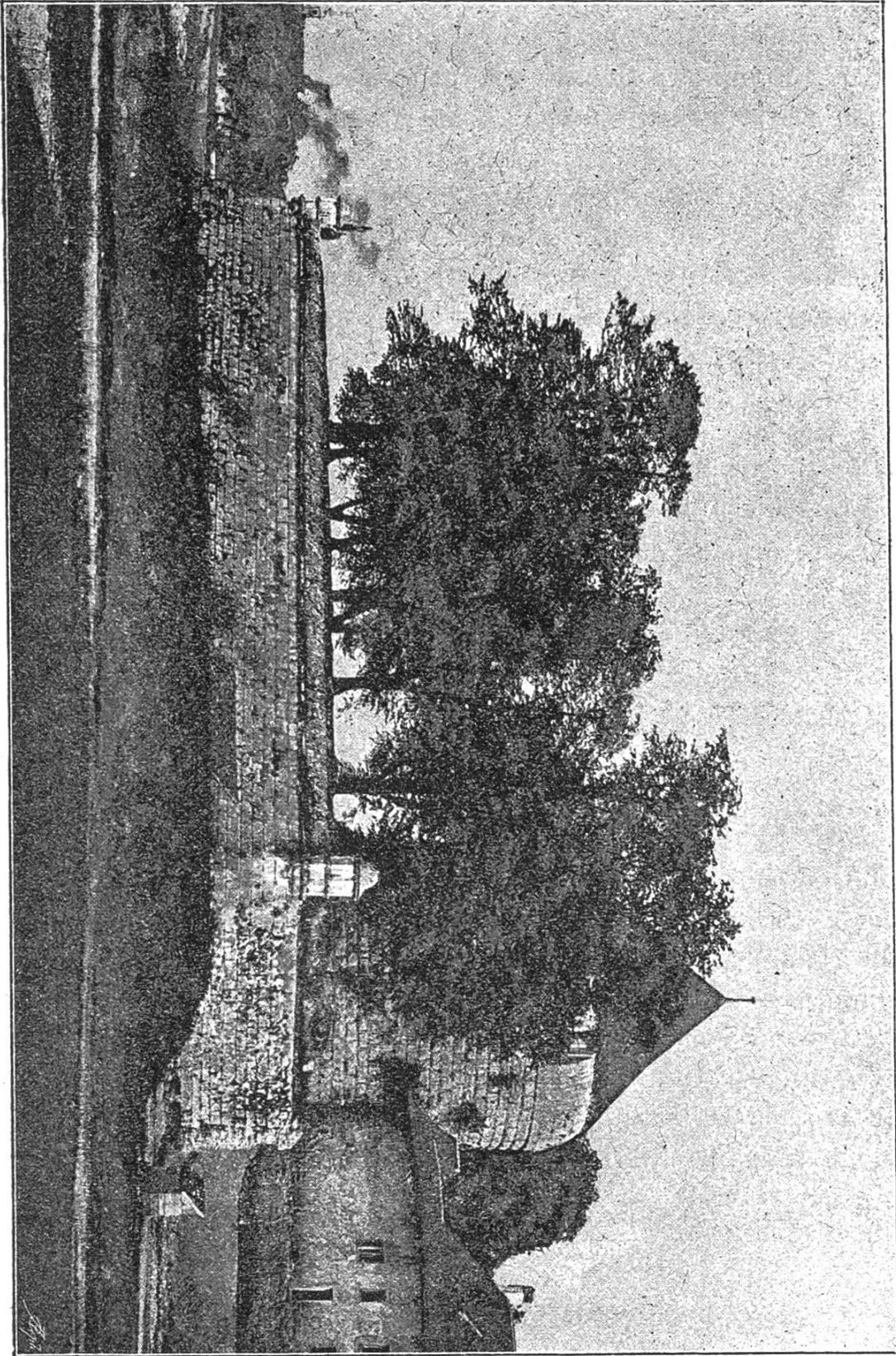
Die Reben futsch, die Fässer leer,
Im Keller sitzt der gute Herr;
Wohl pumpt er dort von einem Raß,
Doch ist's das Arewasser-Faß:
Der Quell, der seine — Heizung speist,
Die „16“ Grad und drüber weist! —

Im Vorraum zum Regierungssaale befinden sich noch das bekannte gewaltige Löwenmodell des zur Zeit in Zürich weilenden Bildhauers Eggenchwyl, ebenfalls eines Solothurners, und zwei Bilder aus der Thebaner-Legende, die ehemals die Wände des heute vereinsamten Kirchleins zu Dreibeinskreuz schmückten. Das eine derselben, von einem Künstler G. Nebi im Jahre 1696 gemalt, ist nicht ohne Interesse und verdient auch vom topographischen Standpunkte aus etwelche Beachtung. Das zweite heißt nicht viel; die Gruppe fröhlich dreinschauender „Thebaner“ mit dem komischen Anführer an der Spitze nöthigt jedem Beschauer ein Lächeln ab.

Die St. Arsen-Bastion.

Schon im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts schienen die alten Mauern der Stadt Solothurn vielen ihrer Bürger nicht mehr ansehn-

Die St. Ursen-Bastion.



lich und fest genug und mehrfach wurde die Frage der Erbauung größerer Anlagen in den Rathssälen und Zunftstuben besprochen. Doch blieb es bei Berathungen und Plänen; erst die Ereignisse des zweiten Viertels ließen den nun einmal vorhandenen Entschluß zur Reife bringen und zwar zur selben Zeit ungefähr, da auch die Schanzen von Bern und Zürich, von Aarburg und Baden errichtet worden sind, aus lauter gegenseitigem „Vertrauen“ der reformirten und katholischen Eidgenossen zu einander, das in der ersten Schlacht bei Billmergen sein blutiges Andenken erhalten hat. Was sonst über die Erbauung der solothurnischen Schanzen viele Jahre lang berichtet worden ist, es sei wegen des unruhigen Landvolkes geschehen u. s. w., ist eitel Dunst. Gerade der Mann, dem sie jetzt in seinem Heimathdorfe ein Denkmal errichtet haben, der Untervogt Adam Zeltner aus der Schälismühle, ist der beste Zeuge hiefür, daß dem nicht so gewesen; erklärte er doch auf dem großen Bauerntag zu Sumiswald ausdrücklich, daß sie, die Bauern von Solothurn, gegen ihre Regierung nichts zu klagen hätten. Die Stadt Solothurn war auch thatsächlich während des ganzen Bauernkrieges nie bedroht. Wohl aber haben solothurnische Rathsmitglieder gegen die Brandschatzung von Schönenwerd und wider die Anwendung der Folter auf die gefangenen Bauern und gegen Zeltner's Enthauptung, wenn auch vergeblich protestirt, selbst auf die Gefahr hin, von dem mißtrauischen Bern des geheimen Einverständnisses mit den Aufständischen beschuldigt zu werden.

Item anno Domini 1667 im Monat März wurden die Pläne zu den neuen Schanzen genehmigt und Freitag den 15. Juli unter großer weltlicher und kirchlicher Feierlichkeit auf der Nordseite der Stadt der Grundstein gelegt. Das Bild der St. Ursen-Bastion stellt den zuerst vollendeten Theil dar; in der Ecke links vom Beschauer wird dieser Grundstein, der, ausgehöhlt, Reliquien des heiligen Ursus und eine Bleitafel mit den Namen der regierenden Häupter und Rätthe birgt, eingemauert sein. In jede der in der Folge errichteten Bastionen sind ähnliche Reliquien und Dokumente gelegt worden und infolge des Abbruches heute wieder zum Vorschein gekommen. Der Bau dauerte aber gar lange, wohl an die sechszig Jahre, ohne daß es dem „bösen Landvolk“ eingefallen wäre, den Fortgang der Arbeit zu verhindern, das bereits Errichtete zu zerstören. Man sieht auch hieraus die Unstichhaltigkeit von dergleichen „gelegentlichkeiten Wahrheiten.“

Daß dabei aber das Land, so gut wie die Stadt selbst und die Klöster und Stifte, an den Kosten und Lasten theilnehmen mußten mit frohnweisem Fuhrdienste und Baarsteuern unter dem Namen von „Schanzengeld“, wird heute kaum mehr ein vernünftiger Mann für so „ungerecht“ halten können, heute weniger als früher.

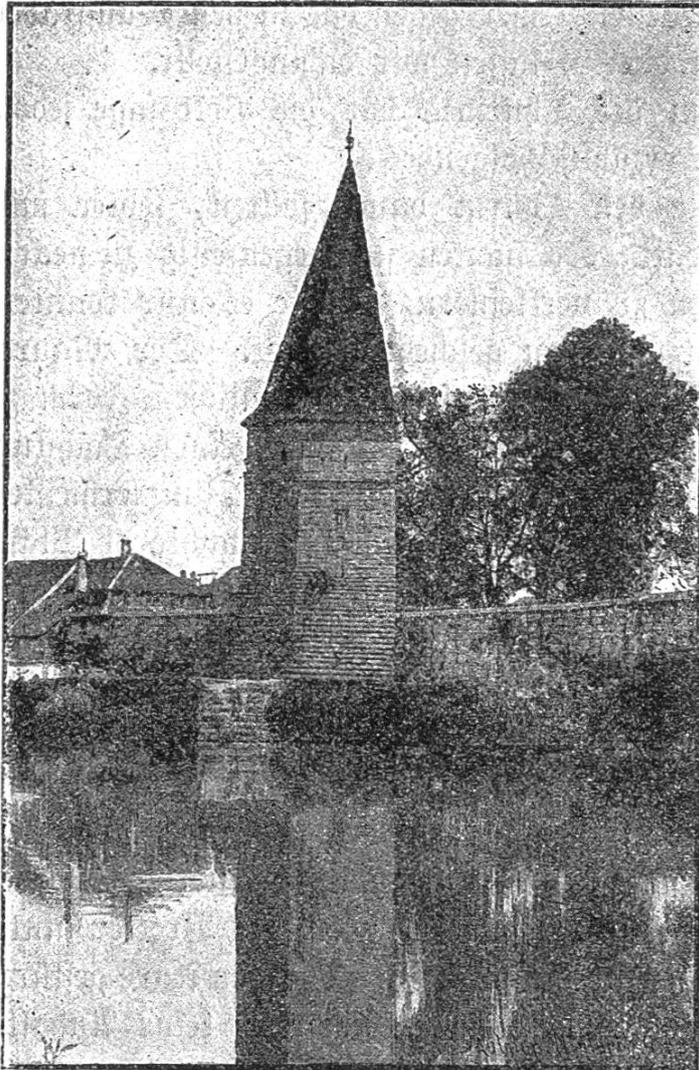
Also an die sechszig Jahre bauten die Solothurner an den Schanzen. Und als sie fertig waren damit und einen Strich machten unter die Rechnung, da sahen sie, daß es sich um eine Million Franken alter Währung drehte, was in's Neue übersetzt und nach den damaligen Lebenspreisen berechnet, es sei wenig gesagt, an die 4 Millionen heutiger Fränklein macht. Viele schüttelten wohl die Köpfe darob und meinten, man hätte mit dem Gelde Anderes thun können; allein schließlich siegte doch der burgerliche Stolz über das tapfere Aussehen der alten St. Ursenstadt, der „Schwester der Stadt Trier“, und dieser Stolz ließ sich weder durch die Seitens verschiedener französischer Genieoffiziere (worunter auch der berühmte Festungsbauer Vauban) erhobenen Bedenken über die Mängel der nicht vollendeten Bauten (es fehlten eben die Außenwerke), noch durch das Fernbleiben jeglichen Feindes, der sich an den Kalkquadern den Schädel einrennen mochte, irren machen.

In der Folge änderte es aber gewaltig. Nach der großen Umwälzung des Jahres 1798 kamen die Bereinigungsfragen zwischen Stadt und Staat Solothurn, die in der Ausscheidungs-Urkunde von 1803 ihre vielfach unglückselige Erledigung fanden. Die Schanzen fielen dem Staat zu, ein Verhältniß, das — man möchte meinen — extra geschaffen worden zu sein scheint, um in allen Fragen, welche zwischen dem nunmehrigen Eigenthümer und der Stadt hinsichtlich einer Erweiterung oder einer Straßen- und Quartieranlage zur Behandlung kommen, die denkbar verzwicktesten Situationen zu schaffen, die nicht einmal durch förmliche Verträge gehoben werden können. So fing der Staat, bald nachdem im Kanton Solothurn die „Volksouveränität ohne Rückhalt“ ausgesprochen worden (1830), an, an seinem neuen Eigenthum zu rupfen. — Wenn Einer, der etwas dazu zu sagen hatte, auf die gute Stadt aus diesem oder jenem Grunde einen Nerger hatte, so ließ er denselben an der Schanze aus und wieder ein Stück niederreißen trotz aller Einsprachen von Alterthums- und Geschichtsfreunden in der Nähe und Ferne, zum Trost! — So ist's denn gekommen, daß einer der letzten Ueberreste, die Bastion St. Urs, über deren

Fortbestand man heute wieder streitet, in diese Fassung gerathen ist, wie sie sich auf unserm Bilde präsentirt. Früher ein schmuckes Werk, das mit dem ebenfalls so voreilig weggerissenen s. Z. westlich gelegenen Aquädukt einen wunderschönen Prospekt geboten hat, ist sie heute in einer gar üblen Verfassung, an der die Einwohnerschaft von Solothurn keine Schuld trägt.

Der „Krumme Thurm“.

Durch die neueren Verkehrsverhältnisse von der Vorstadt, zu deren Schutz er zu Ende der Fünfziger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut worden (vollendet 1462), vollständig losgetrennt, steht einsam



Der „Krumme Thurm“.

auf der nach ihm benannten, dem Zerfalle entgegengehenden Ba-

stion der „Krumme Thurm!“ Traurig blickt der Alte nach der an seinem Fuße langsam dahinfließenden Aare, seiner ältesten und treuesten Freundin, blickt nach der so gänzlich veränderten Stadt hinüber, und wie ein verhaltener Seufzer dringt das Geräusch der auf durchlöchertem Thurmknopfe ruhenden Wetterfahne zu dem einsamen Beschauer des alten Gebäudes herab. In dem verödeten Wächterstübchen oben hausen die Fledermäuse und andere Freunde der Dunkelheit, aus den Gucklöchern und

Schießcharten „blickt das Grau'n!“ Um die altersgrauen Mauern aber hat die Sage ihre phantastischen Ranken gezogen und manch' zaghaft Gemüth, das sich irgendwo auf dem Lande draußen verspätet und des Nachts an dem merkwürdigen und unheimlichen Gesellen vorbei muß, beschleunigt seine Schritte.

Der „krumme Thurm“ verdankt seinen Namen nicht etwa einer schiefen, nach einer Seite hin geneigten Haltung, sondern seinem Grundrisse, der ein unregelmäßiges Fünfeck darstellt, worin zwei Seiten, welche die fünfte Ecke bilden, stark verlängert sind, also daß der Thurm mit seinem hohen Spitzdache eben krumm scheint. Waren es Gründe der Befestigungskunst unserer Alvordern, was möglich ist, oder hatte die so verlängerte Ecke zur Zeit, da der Thurm noch den Abschluß der alten einfachen Wehmauer gegen die Aare hin gebildet hat, außerdem noch die Aufgabe, als Wellenbrecher gegen das in den Wallgraben einströmende Aarewasser zu dienen, lassen wir dahingestellt.

Für die seltsame Form des Thurmes hat die Volkssage jedoch einen andern Grund. Sie erzählt Folgendes:

Die beiden Meister, die den Thurm bauen sollten, lebten miteinander in bitterer Feindschaft. Sie suchten sich gegenseitig zu necken, zu schaden und ihre Arbeiten zu verkleinern, wie sie es nur konnten, gerade so, wie es noch heutzutage zu geschehen pflegt. Der Maurer nahm sich nun vor, den Thurm in einer so ungewöhnlichen Form zu bauen, daß es dem Zimmermeister nicht gelingen sollte, einen Dachstuhl darauf zu machen. Und siehe, umsonst studirte der Zimmermeister, umsonst quälte er sich ab Tag und Nacht, umsonst machte er Pläne und Versuche — der Dachstuhl wollte ihm nicht gelingen. Da ergriff Scham und Verzweiflung die stolze Seele des Unglücklichen und — stürzte ihn von der Höhe des Thurmes in die Fluthen der Aare hinab, wo er den Tod fand.

Diese Sage vernimmt man noch oft aus älterer Leute Mund, ebenso: es sei in einem dunkeln Gemach ein Bild gestanden, vor dem die zum Tode Verurtheilten ihre letzte Bitte zu thun genöthigt worden seien; wie sie sich aber dem Bilde genähert, seien die Bretter unter ihnen gewichen, sie selbst aber in die graufige Tiefe der Aare gestürzt. In der solothurnischen Stadtgeschichte finden sich aber keine Anhaltspunkte, an die sich eine der beiden Sagen knüpfen könnte. — Möglich ist ja, daß der Thurm zu einer Zeit zu heimlichen Exekutionen

gedient haben mag, und da auch hier so gut wie anderwärts eine Art heimliches Gericht, die sogenannten „Thurmherren“ bestanden, so ist es gut erklärlich, wenn der Volksmund den alten Thurm mit diesen letzteren und deren unheimlicher Thätigkeit in Verbindung gebracht hat.

Trozig aber und fest und aller üblen Nachreden, wie es sich ziemt, nicht achtend, steht der alte Bursche heute noch da. Er sah, wie Fähnlein um Fähnlein reißigen Volkes der Aare entlang hinaufgen Harberg und Murten zu in die Burgunderschlachten eilten, in glänzenden Harnischen, voran Querpfeifen und Trommler; er sah sie zurückkehren, beutebeladen, todtmüde, doch siegesbewußten Herzens und freudigen Antlitzes. Er sah aber auch hinüber über die Aare, wie etwas mehr als 300 Jahre später die Kinder der anno 1476 Besiegten hinter den Nachkommen der damaligen Sieger herjagten, wie die letztern vergeblich sich zu sammeln trachteten und schließlich an den Ringmauern vorbei ihr Heil in wilder Flucht suchten, dieweil die wilden Frankenhorden mit Hohnrufen in die kaum erst ein paar Jahre stehenden Schanzen leichten Schrittes zogen. Wenn so ein alter, über alles hinwegragender Thurm sprechen könnte?



Der Forst von Möhlin.

Von Fr. Galathe, Förster in Rheinfelden.

1. Ortslage.

Der Forst von Möhlin ist einer der größern Waldkomplexe der Nordschweiz. Er liegt zwischen den Ortschaften Möhlin und Wallbach und auch in diesen Gemeindebännen, grenzt im Norden unmittelbar an den die Grenze zwischen dem Großherzogthum Baden und der Schweiz bildenden Rhein und nach den andern Himmels-gegenden an offenes Land.

Der Wald ist am besten von den Stationen Möhlin oder Mumpf zu erreichen, von ersterer ist er 2 km., von letzterer 2,5 km. entfernt. Wer die ungefährliche Fahrt auf einem Waidling nicht scheut, fährt mit der badischen Bahn nach Schwörstadt und hat dann das Ver-